Der Historiker Philipp Sarasin über Bildungspolitik, das Selbstbild der Schweiz und die Affäre um seinen ehemaligen Kollegen Christoph Mörgeli

DIE MÜHE DER SCHWEIZ MIT IHREN INTELLEKTUELLEN

Text DANIEL BINSWANGER
Porträt ANNE GABRIEL-JÜRGENS

Der Vorsteher des Historischen Seminars der Universität Zürich ist ein engagierter Kommentator des Zeitgeschehens. Einigen Staub hat Philipp Sarasin vor einem Jahr mit einem kompromisslosen Plädoyer für die Erhöhung der Maturandenquote aufgewirbelt. Auch zur grundsätzlichen Frage, welchen Umgang die Schweiz mit der eigenen Vergangenheit pflegen soll, hat der Geschichtsprofessor immer wieder Stellung bezogen. Sarasin war Mitglied der Berufungskommission, die Flurin Condrau für den Lehrstuhl für Medizingeschichte empfahl. Im Gespräch äussert sich der Historiker über die Bildungspolitik, das Selbstbild der Schweiz und seinen ehemaligen Kollegen Christoph Mörgeli.

Das Magazin: Herr Professor Sarasin, Bildungsminister Johann Schneider-Ammann hat öffentlich erklärt, er möchte keinesfalls mehr, sondern lieber weniger und dafür bessere Maturanden. Was meinen Sie aus Sicht des Universitätslehrers dazu?

Philipp Sarasin: Ich muss offen sagen, dass ich diese Position für schlecht begründet halte. Erstens ist es eine Tatsache, dass wir in der heutigen Wissensgesellschaft mehr Akademiker brauchen. Das zeigt die Erwerbstätigenstatistik ebenso deutlich wie die Statistik der Wanderungsbewegungen von Akademikern der letzten Jahre. Die Akademikerquote der Erwerbstätigen stieg in den letzten zwanzig Jahren von 15 auf 24 Prozent – und damit müsste die Ausbildung Schritt halten. Zweitens überzeugen mich die Argumente des Bildungsministers nicht: Schneider-Ammann behauptet wie viele andere auch, dass die Schweiz mehr Jugendarbeitslosigkeit hätte, wenn sie mehr Maturanden ausbilden würde. Die Zahlen sprechen schlicht dagegen. Die Arbeitslosen mit einem Studienabschluss in Natur-, Sozial- oder Geisteswissenschaften machten im Durchschnitt der letzten acht Jahren genau 0,8 Prozent aller Arbeitslosen aus! Es gibt in der Schweiz keine Akademikerarbeitslosigkeit. Im Gegenteil: Die Nachfrage nach ausgebildeten Akademikern kann nach wie vor nicht befriedigt werden.

Schneider-Ammann führt unsere im internationalen Vergleich sehr tiefe Jugendarbeitslosigkeit auf das duale Ausbildungssystem und die damit einhergehende tiefe Maturandenquote zurück.

Was den Vergleich mit «dem Ausland» angeht, bin ich sehr skeptisch. Die Zahlen aus dem OECD-Raum sind in dieser Hinsicht wenig aussagekräftig, weil die Bildungssysteme schwer miteinander vergleichbar sind. Die «Gymi-Quote» ist europaweit kaum zu ermitteln, weil viele Schulsysteme das Gymnasium in dieser abgegrenzten Form wie bei uns nicht kennen. Und grundsätzlich erfassen die OECD- oder die EU-Statistiken immer die «tertiäre» Ausbildungsstufe, das heisst Fachhochschulen und Universitäten zusammen. Mit anderen Worten: Eine trennscharfe Zuordnung bzw. Korrelation von «Gymi-Quote», universitär gebildeten Akademikern und Arbeitslosenzahlen gleichsam im Weltvergleichsmassstab ist empirisch nicht möglich und daher nichts anderes als eine ideologische Fiktion. Zudem gesteht ja auch Herr Schneider-Ammann ein, dass wir einen Akademikermangel haben, der seiner Meinung nach aber einfach dadurch behoben werden soll, dass man Leute aus dem Ausland holt. Das finde ich reichlich zynisch.

Was ist falsch daran, wenn wir uns die besten Talente holen, wo immer wir sie finden?

Die primäre Aufgabe eines Schweizer Bildungspolitikers, so scheint mir jedenfalls, ist es, dafür zu sorgen, dass die Schweizer Bevölkerung die bestmögliche Ausbildung und die bestmöglichen Chancen bekommt. Natürlich haben wir ein gutes Berufsbildungssystem, aber das heisst doch nicht, dass man den Zugang zu den Universitäten beschränken soll.

Wir erklären Sie sich denn die althergebrachte Präferenz für die Berufslehre?

Es gibt hier ein ideologisches Problem. Einerseits sagt man, wir wollen als Maturanden nur «die Besten». Am zugespitztesten vertritt diese Position der Rektor der ETH, Lino Guzzella, der öffentlich erklärt, dass er nur «die besten Maturanden» an seiner Hochschule brauchen könne, weil diese in einem weltweiten Konkurrenzkampf stehe mit anderen Eliteuniversitäten. Auf der anderen Seite gibt es die nicht nur weitverbreitete, sondern offenkundig auch tief verwurzelte Überzeugung, dass man nur dann eine Zukunft habe, wenn man ein solides Handwerk gelernt, also eine Berufslehre gemacht hat. Wirklich nichts gegen die Berufslehre, aber die Arbeitsmarktdaten zeigen klar, dass die Zahl der Erwerbstätigen, deren höchster Abschluss die Berufslehre ist, deutlich am Sinken ist und heute noch bei etwas mehr als einem Drittel liegt. Natürlich werden wir auch in Zukunft ein gutes Berufsbildungssystem brauchen. Aber es dominiert hierzulande eine realitätsferne Fixierung auf die Berufslehre, bei der sich eine unter der Hand sehr bürgerliche Vorstellung von «Elite» mit der von links bis rechts sehr populären Überzeugung verbindet, das Handwerk sei der goldene Boden, auf dem in der Schweiz alles stehen müsse.

Wie erklären Sie sich diese Fixierung?

Ich würde sagen, sie beruht letztlich auf der zählebigen Vorstellung, dass Bauern den eigentlichen «Kern» unseres «Volkes» ausmachen, die auch im Ländlich-Alpinen die Grundlage der sogenannten «schweizerischen Eigenart» erkennt. In diesem Selbstbild haben die Städte schon immer eine prekäre Position eingenommen und Intellektuelle und Akademiker erst recht. In der heutigen Wissensgesellschaft ergibt sich daraus das Problem, dass die urbane Schweiz und die Hochschulen, die einen